

Das Datum von morgen

Sonntagnachmittag: dieser gedehnte und gleichzeitig rasch vergehende Zeitraum zwischen dem zweiten Glockenschlag des nahen Kirchturms und dem ersten Anflug des Nachmittagsblues. Auf dem Flohmarkt am Wachsmannplatz erstand ich dieses sonderbare Manuskript, dessen Besitz mich mehr und mehr verwirrte. Es befand sich, mit einer Sorgfalt, die entweder zufällig oder boshaft gewesen sein mochte, im Inneren eines Naturkundelexikons zwischen den Artikeln über *Moose Mitteleuropas* und *Gesteine der Voralpen* verborgen, also an einem Ort, wo besonders Geistreiches kaum gesucht werden konnte und darum vielleicht am sichersten aufgehoben war.

Der Verkäufer, ein schmaler Mann mit fingerlosen Handschuhen und einem Ausdruck schlichter Weltkenntnis, verlangte zehn Euro. Ich zahlte, ohne zu handeln.

Als ich gehen wollte, sagte er mit verwaschener Stimme, die mehr nach Raucherhusten als nach Sprache klang:

„Nicht zu Ende lesen!“

Ich fragte nicht nach dem Sinn dieser Bemerkung. Auf Flohmärkten frage ich selten nach dem Sinn von Dingen; ich verlasse mich auf mein Bauchgefühl und nehme sie einfach mit.

Zu Hause legte ich den Folianten auf den Küchentisch, stellte Kaffeewasser auf und öffnete das alte Buch mit einer Mischung aus Zerstretheit und Erwartung. Der Tisch war ein altes Möbelstück mit Geschichte: Brandflecken, Wasserränder, stumme Beschädigungen, die das Zusammenleben hinterlässt und die, wenn Menschen schweigen, für sie zu sprechen beginnen. Meine Frau hatte einmal bemerkt, Möbel seien ehrlicher als Menschen, weil sie ihre Verletzungen offen zur Schau trügen. Seit acht Monaten war sie fort; dieser Küchentisch dagegen war mir geblieben.

Und was darüber hinaus geblieben war, stimmte mich traurig: die Tasse im Regal mit ihrem Namen darauf, der Seidenschal über der Stuhllehne, das Schlüsselgeräusch beim Reinkommen, das ich mir noch lange einbildete.

Lose Blätter glitten aus dem alten Buch hervor. Dünnes Papier, an den Rändern vergilbt, beschrieben mit blauer, an manchen Stellen schon verblichener Tinte. Weder Name noch Datum waren vermerkt. Nur der Titel stand da, in auffallend klarer Schrift:

Wortkaskaden

gefunden, nicht geschrieben

Und ich begann zu lesen.

Die Geschichte handelte von einem Mann, der an einem Wintermorgen in seinem Briefkasten einen roten rechten Handschuh vorfand, aus Lammlleder gefertigt, gefüttert, Größe sieben. Sonst nichts. Von diesem Augenblick an, hieß es, habe sich in seinem Leben nichts verändert, das man hätte fotografieren können. Und dennoch hatte sich seine Wahrnehmung bereits verschoben.

Der Titel „*Wortkaskaden, gefunden, nicht geschrieben*“ beschäftigte mich mehr, als ich zunächst zugeben wollte. Denn mir war klar, dass es Veränderungen gibt, die sich auch meinem Auge entziehen und dennoch das Wesen der Dinge berühren: ein Zögern vor der Antwort, eine kaum spürbare Verlangsamung des Schrittes, das plötzliche Fremdwerden vertrauter Gesichter.

Die Stadt des Manuskripts blieb äußerlich dieselbe. Straßenbahnen rumpelten vorbei, Bäckereien öffneten frühmorgens, Menschen warteten an Haltestellen in stiller Übereinkunft allgemeiner Mattigkeit. Gespräche brachen nach dem dritten Satz ab. Menschen verharrten vor Haustüren, als seien sie unsicher geworden, ob sie dort überhaupt wohnten oder nur vorgaben, es zu tun. Radiomoderatoren lachten zu früh. Am Rand der dritten Seite stand plötzlich, schmal zwischen zwei Zeilen eingezwängt, das Wort:

Bleib!

Ich gebe mich nicht allzu leicht einem Schauer hin. Aber als ich jetzt zurückblätterte, war das Wort verschwunden, während es auf der folgenden Seite wieder erschien. Und dann spürte ich meine Nackenhaare, die sich aufstellten. Und hier trat die Erinnerung hinzu, die offenbar nur des Wortes *bleib!* bedurfte, um aus dem Halbdunkel hervorzukommen.

„Bleib!“

Ich sah Zimmer 214 vor mir: Kardiologie. Mein Vater im Krankbett, ein kleines Wachsmännlein, das ich so noch nie gesehen hatte. Auf dem Nachttisch ein Pappbecher mit schalem Wasser gefüllt. Ich sagte, ich wolle unten am Kiosk Kaffee holen. Er wandte mir den Blick nicht zu, als er sprach:

„Bleib!“

Ich antwortete mit der abgegriffensten Redensart:

„Ich bin gleich zurück.“

Als ich wiederkam, strich eine Pflegerin das Laken glatt.

Merkwürdigerweise erinnerte ich mich in diesem Augenblick auch an die Farbe der Gardinen. Ein sattes Rot. Wie unzuverlässig mein Gedächtnis damals bereits war; es merkte sich Nebensächliches und verwischte Entscheidendes.

Ich las weiter.

Zwischen zwei Absätzen stand nun ein Satz, den ich zuvor nicht bemerkt hatte oder nicht hatte bemerken sollen:

Du bist schon mittendrin.

Ich strich mit dem Daumen leicht über die Tinte. Sie war trocken. Natürlich war sie trocken. Und doch schien sie sich im selben Augenblick erst auf das saugende Papier einzulassen.

Ich hob den Blick. Die rote Kerze neben dem Aschenbecher erschien mir grau. Erst nach mehrfachem Blinzeln kehrte die Farbe zurück, langsam und dann mit einer Pracht, als müsse sie einen Widerstand überwinden.

Ich ging ans Fenster. Unten im Hof trug die Nachbarin einen Einkaufskorb. Die Tomaten darin schienen ebenso farblos wie die Kerze neben dem Aschenbecher, bis ich die Augen schloss und wieder öffnete. Dann waren sie wieder rot wie gewöhnlich. Ich begann an meinem Verstand zu zweifeln.

Das zweite Kapitel erzählte von einem Restaurator im Stadtmuseum, der bemerkte, dass einige Gemälde die Farbe Rot verloren hatten, das Rot verblasste nicht etwa, dunkelte auch nicht nach, sondern verschwand gänzlich. Zuerst aus Kardinalsmänteln, dann aus roten Jagdjacken, aus geöffneten Mündern und aus Szenen eines Gefechts und zuletzt aus Wunden.

Allein in dieser Reihenfolge lag eine beklemmende Logik.

Der Restaurator, so las ich weiter, führte Listen, maß Pigmente, verdächtigte Luftfeuchtigkeit, Lichtschäden, Sabotage. Schließlich begann er, die Besucher zu beobachten. Und er bemerkte, dass, wer lange genug vor einem Bild stand, beim Hinausgehen etwas Röte mit sich fortnahm: auf den Lippen, den Wangen, den Ohrläppchen.

Ich legte das Blatt nervös aus der Hand.

Darauf stand:

Du hast gefunden.

Und darunter:

Du schreibst nicht.

Du wirst geschrieben.

Ich schloss das Manuskript und begab mich ins Bad. Im Spiegel sah mir ein wächsernes Gesicht entgegen. Doch Blässe, so dachte ich mir, sei gelegentlich

nur eine Form verspäteter Einsicht. Und dieser Gedanke beruhigte mich zunächst. Aber an meinem Hemdkragen befand sich ein roter Fleck. Ich berührte ihn. Er war schon eingetrocknet.

Ich wechselte das Hemd. Als ich das alte in den Wäschekorb warf, sah ich, dass auch am neuen Kragen ein roter Fleck erschien.

In der Küche klingelte das Handy. Niemand meldete sich. Ich hörte nur einen feinen Atem, dann ein fernes Rascheln wie von Seidenpapier.

Als ich in die Küche zurückkehrte, lag das Manuskript offen auf der letzten Seite. Ich wusste, dass ich es geschlossen hatte; ich sagte mir, dass reines Wissen nicht immer die Energie aufbringt, Fakten zu ordnen. Auch dieser Gedanke beruhigte mich wieder.

Am unteren Rand sah ich in blasser Schrift einen Satz, und ich erkannte, noch ehe ich ihn las, dass es meine Handschrift war. Hektische Schriftzeichen, die mir zu verstehen gaben:

Ich bin gleich zurück.

Ich setzte mich so energisch, dass der Stuhl zurückkippte. Im Hof schlug eine Autotür zu, irgendwo floss Wasser, unten auf der Straße lachte jemand lauthals. Die Welt setzte ihre gleichgültigen Geräusche fort. Und dann ... ja, dann bemerkte ich ihn. Auf dem Küchentisch lag ein roter Handschuh. Linker Handschuh. Lammleder. Größe sieben. Ich berührte ihn nicht. Stattdessen las ich weiter. Hinter der letzten Seite knisterte noch ein Blatt. Am oberen Rand stand das Datum von morgen.

Darunter:

Heute wirst du fortgehen, um nur kurz etwas zu holen.

Diesmal bleibt niemand.